

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 7

Artikel: Am Neujahrmorgen : Jugenderinnerung
Autor: Jehli, Johann Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Edelmarder mit Birkhahn als Beute.

Phot. Feuerstein, Schulz-Tarasp.

Heimat, dir zum neuen Jahr!

Lasset flattern hoch die Fahne
Mit dem weißen Kreuz im Rot.
Daß sie alle Schweizer mahne:
Einigkeit sei das Gebot.
Was die Zeit uns auch wird bringen,
Niemals wird es uns zum Fluch,
Wenn wir einig uns umschlingen
Unter diesem Bannertuch.
Wenn wir Not und Leid des andern
Mildern mit der Bruderhand,
Können wir im Segen wandern
In das ferne Zukunftsland.

Frei im Geben, frei im Schaffen,
Hüten wir das höchste Gut;
Möge nie die Kraft erschlaffen,
Die im Glück der Heimat ruht.
Heimat! Unsre Liebe lohe,
Wie das Schweizerbannerrot,
Und die Kraft, die lebensfrohe
Zwinge nieder jede Not.
Schweizerkreuz auf rotem Grunde,
Liebe Fahne hoch im Wind,
Eine uns zum starken Bunde,
Weil wir alle Brüder sind.

Josef Wiß-Stäheli.

Am Neujahrsmorgen.

Jugenderinnerung von Johann Jakob Jehli.

Tante Christina, eine resolute und mit viel Humor begabte Frau, war zugleich meine Taufpatin. Wenn ihr ein Spaß einfiel, ließ sie ihn beileibe nicht schimmlig werden. Ebenso einen lustigen, harmlosen Streich unterließ sie nie auszuführen, wenn der nur gelang.

Auch ihr Ehemann, der Stoffel, besaß ein kräftig gewürztes Gemüt. Darin paßten diese Ehegenossen ausnahmsweise prächtig zueinander — der Onkel machte nur weniger Worte — und sie hielten, was Wiß und Laune betraf, einander die Waage.

Selbst dann noch, als der unbarmherzige Tod ihnen das einzige Kind, einen frischen, zehnjährigen Knaben, aus den Armen entriffen hatte, vermochte der harte Schlag sie nicht ganz zu beugen. Der Kleine hatte fast alle ihre Hoffnungen mit ins Grab genommen. Aber ein Trost im einsam gewordenen Leben blieb ihnen ungeschmälert und blühte auf dem Grabhügel ihres teuren Kindes weiter, der unverwüßliche Humor.

Am Neujahrsmorgen jeweiligen, wenn die Dorfkinde den Verwandten und Nachbarn ihre Glückwünsche ins Haus brachten und dafür ihre Geschenke in Empfang nahmen, da schien Tante Christina besonders zu Fausen aufgelegt zu sein. Von ihren Fenstern, die den weiten Dorfplatz beherrschten, bemerkte sie jeden, der auf ihr Haus zugesritten kam. Also stellte sie sich, trippelte ich daher, eiligst hinter die Haustüre, und wenn ich eintrat, rief sie überlaut hinter mir: „Hans, ich wünsche dir ein glückliches neues Jahr!“ so daß ich, erschrocken und starr die Sprache verloren hatte.

Nahm sie nun meine Verlegenheit wahr, sprach sie ganz ernsthaft:

„Ja, mein lieber Hans, ich bin mit meinem Wunsche dir zuborgekommen. Jetzt erwarte ich ein Geschenk von dir. Dich trifft's, her damit!“

Natürlich hatte ich das Recht, eins zu empfangen und brachte dann nachträglich meinen Wunsch an. „Ich wünsche Euch ein gesegnetes neues Jahr, Tante Christina!“ stotterte ich.

„Ja, ja, mein lieber Hans!“ tröstete sie, die Hand über meinen wilden, blonden Scheitel sanft streichend, „es ist schon recht!“ Aber handkehrum darauf, in höchst bedauerlichem Ton: „Aber rate du mir, schlag du vor, was ich dir geben soll.“ Und sie holte aus der Küche ein Körbchen mit gesottenen, kaltgewordenen Erdäpfeln in der Schale: „Da nimm! — Was, gefällt dir das nicht?“

Wie sie jedoch die Enttäuschung und meine hervorbrechenden Tränen im Gesichte gewahr wurde, begütigte sie schnell: „Wart' nur, mein lieber Hans, ich habe da drinnen noch etwas für dich!“ Und sie führte mich an ihrer rauhen Hand in die Stube, wo der Onkel vor dem Spiegel am Rasieren saß. Sie aber reichte mir, gütig lächelnd, einen Taler und eine nagelneue, warme Pelzkappe.

Am nächsten Neujahrsmorgen hoffte ich ohne Zweifel, der Patin List zu übertrumpfen; sie soll sich nur wieder hinter die Haustüre verstecken. Ich plante, schon vor der Türe mit meinem

Wunsche herauszurücken. Sie sollte ihn schon hören. Das Weib ist in der List dem Manne weit überlegen. Aber das konnte ich als achtjähriger Knabe natürlich noch nicht wissen. Wie ich jedoch um die Hausecke komme, springt die Tante mir in den Weg: „Ein glückliches neues Jahr, Hans!“

Ich war wieder ganz verloren. Selbstverständlich lachte sie dazu.

Das nächste Jahr darauf wollte ich aber denn doch sehen, ob ich der neckenden Tante Christina nicht vorkäme. Am Silvesterabend, als ich zufällig an Onkel Stoffels Haus vorbeisclenderte, stand er im offenen Holzschopf und spaltete Klöße.

„Servus, Onkel Stoffel!“

„Auch einen guten, Hans, salut!“ erwiderte er und klopfte die kurze Holzpfefse am Arthalm aus. Er zwinkerte die grundgütigen Augen.

„Morgen stehst du vor der Tante auf, nicht? Gib acht, daß sie dich nicht wieder erwischt!“

Ich nickte mächtig zustimmend und heißhoffenden Blicks.

„Du mußt die Sache nur schlau anzupacken versuchen.“

„Wie denn, Onkel?“ frug ich neugierig, erwartungsvoll.

„Höre Hans,“ flüsterte er, die schwere Hand auf meine Achsel legend, „morgen stehst du um sechs Uhr auf. Da ist es noch dunkel.“ — Ich nickte. — „Ich werde dir helfen.“ — Ich nickte wieder. — „Du wirst die Haustüre und die Stube offen finden.“ — Meine Augen mochten glänzen, und ich nickte immerzu und sehr eifrig. — „Du schleichst ganz sachte, sachte herein.“ — Sie schlossen zur Winterszeit in der Stube. — „Du trittst leise, leise an das Bett, ziehst der Gotte am Schopf und machst deinen Spruch.“ — Ich drückte verschmikt die Augen, und es kitzelte uns zum Lachen. —

„Die wird kuriose Augen machen,“ schmunzelte Onkel Stoffel. „Auf jeden Fall sei nicht zu spät mit deinem Wunsche, hast du gehört?“

Ich versprach, die festgesetzte Stunde unter keinen Umständen zu verpassen und ganz leise vorzugehen, wünschte dem Onkel gute Nacht und trat hinaus.

„Sela, Hans!“ rief er mir noch nach, aber ich rannte bereits heimzu.

Daheim erzählte ich Vater und Mutter, was Onkel Stoffel geraten hätte, und der Vater versicherte, er werde nicht versäumen, mich beizeiten zu wecken.

Ob der Onkel bereits am Silvesterabend die

Tür offen gelassen oder ob er am Morgen früh eine Ausrede gefunden hatte, um seiner Christina ein Schnippchen schlagen zu können, das habe ich nicht erfahren. Genug! Am Neujahrmorgen um sechs Uhr fand ich die Haustüre offen, ich schlich behutsam und bedächtig hinein, stieß die bloß sachte angelehnte Stubentüre auf, und, um ja nicht zu spät zu kommen, donnerte ich gleich in die Stube: „Ein glückliches neues Jahr, Tante Christina!“

Meine Vorsicht war gar nicht überflüssig ge-

wesen. Denn schon fand ich im Halbdunkel die Gotte im Unterrock vor dem Bett. Diesmal war doch sie die Überrumpelte. Sie fand aber sofort die Sprache: „Ja, ja, auch dir ein gesegnetes Jahr, mein Kind! Wie bist du, Malefizschlingel, aber auch hereingekommen?“ —

Der Onkel, ihr Mann, gähnte laut und unschuldig im Bett: „Hans, du bist heute früh aufgestanden, he!“

Tante Christina warf sich den Oberrock über: „O du alter Duckmäuser, du!“

Hundert Männer und eine Frau in Radium-City.

Der Schatz im Polarkreis.

Von W. A. Derleh.

Es wäre falsch zu glauben, daß es genüge, irgendwo auf der Welt ein wertvolles Mineralvorkommen zu finden, um ein gemachter Mann zu sein. Man macht sich im allgemeinen keine Vorstellung davon, welche unglaublichen Anstrengungen und Entbehrungen jene Männer zu erdulden haben, die die wenigen unerforschten Gegenden unserer Welt durchsuchen, um die dort verborgenen Schätze zu finden und schließlich nach langer Mühe auszuwerten.

Die glückliche Schneeblindheit.

Zwei Männer dieses Schlages, die bereit waren, die Gefahren und Entbehrungen der Arktis auf sich zu nehmen, waren Gilbert La Vine und sein Partner Charly Saint Paul. Im Jahre 1930 befanden sich beide am Ufer des Großen Bärensees in Kanada und beschäftigten sich damit, die Mineralvorkommen dieser Gegend systematisch zu erforschen. Keine kleine Aufgabe! Der Große Bärensee erstreckt sich über 15 000 Quadratmeilen, die während mehr als neun Monaten im Jahr nichts anderes als eine arktische Eiszüste sind. La Vine und Saint Paul waren damals in einer ziemlich verzweifelten Stimmung. Die nicht sehr hochwertigen Silbervorkommen, die sie entdeckt hatten, lohnten, so hoch im Norden, 1500 Kilometer vom nächsten Eisenbahnpunkt, nicht den Abbau. Und ihre Stimmung wurde nicht besser, als plötzlich vom hohen Norden her ein Schneesturm losbrach, eines jener Naturereignisse von unvorstellbarer Gewalt, die selbst den erfahrenen und kühnen Forscher des Nordens das Fürchten lehrt.

Und um das Maß des Unglücks vollzumachen, wurde Saint Paul Schneeblind. La Vine gelang es, im Windschatten eines Felsens ein Zelt auf-

zurichten, und er brachte seinen Kameraden dort unter. Es folgten Tage, da Saint Paul blind im Lager blieb und ungeduldig wartete, bis er wieder sehen könne. Inzwischen suchte La Vine die Umgebung ab, stöberte da und dort unter der Schneedecke herum, und eines Tages fand er einen etwa nußgroßen jetschwarzen Stein, den er nicht kannte. Er steckte ihn ein und ging wieder ins Lager zurück. Dort leerte er seine Funde aus der Tasche und legte sie auf eine leere Proviantkiste, um sie später zu untersuchen. Er kochte für seinen Kameraden und sich das Abendessen und legte sich dann bald müde zur Ruhe.

Licht leuchtet aus der Finsternis.

In der Nacht weckte ihn Saint Paul und bat ihn um einen frischen Umschlag. La Vine richtete sich auf, seine Hände tasteten nach der Lampe. Da sah er, daß von der alten Proviantkiste neben seinem Lager ein phosphoreszierender Glanz ausstrahlte.

La Vine erschrak. Nicht aus Angst, denn er war weder furchtsam noch abergläubisch. La Vine wußte, daß dieses Leuchten nur eines bedeuten konnte, und das wäre ein unerhörter Glücksfall gewesen, so phantastisch, daß La Vine nicht wagte, daran zu glauben. So schwieg er.

Aber am nächsten Morgen eilte er zurück zu der Fundstelle. Nach stundenlangem, waghalsigem Klettern zwischen Felsen und Eis gelang es ihm, festzustellen, woher jener nußgroße jetschwarze Stein stammte. Und dann stand er mit vor Erregung klopfendem Herzen vor dem größten und wichtigsten Bechblendevorkommen der Erde, das durch einen Zufall entdeckt wurde, nämlich die Schneeblindheit Saint Pauls.